



Pulsatilla

DIE BALLADE DER TROCKENPFLAUMEN

Roman

Unredigiertes Manuskript

Der Graf Verlag München ist ein Unternehmen der
Ullstein Buchverlage GmbH.
ISBN 978-386220-002-3
© 2006 by Alberto Castevecchi Editore srl, Roma
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2011 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Gesetzt aus der Berkeley
Satz: Uwe Steffen, München
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
www.graf-verlag.de



GRAF

Meine Mutter war schwanger. Es war Anfang der Achtziger und Ultraschall noch völlig neu. Der Arzt fuhr ihr mit dem Gerät langsam über die gelbeschmierte Kugel und wies am Monitor auf meinen Pimmel: ein Knabe! Mein Vater rannte zur Telefonzelle, um der Familie die frohe Botschaft zu überbringen. (Er war der Jüngste von sechs Geschwistern, drei davon männlich. Da der erste Bruder ledig war und der zweite zwei Mädchen hatte, verkörperte mein Vater nun die letzte Gelegenheit, den Stammhalter zu produzieren.) Die Nachricht, ich sei ein Junge, löste allgemeinen Jubel aus. Meine Mutter wurde gefeiert wie eine Königin und mit babyblauen Straplern überschüttet.

Am Tag meiner Geburt kam heraus, dass der Ultraschallpenis nichts anderes gewesen war als die Nabelschnur. Der Name Marco wurde in letzter Minute in Valeria umgewandelt, eine spontane Entscheidung, sozusagen aus dem Bauch heraus. Mein Vater, der noch nichts von meiner kompletten Pimmellosigkeit wusste, saß, mir erwartungsvoll entgegenzitternd, auf einer Bank. Nach zehn Stunden Schufterei erschien endlich die Krankenschwester mit einem Bündel im Arm auf der Türschwelle: »Es ist ein Mädchen!« Mein Vater schüttelte ungerührt den Kopf: »Nein, das ist nicht meins.« »Natürlich ist es Ihres.« »Nein, be-

stimmt nicht, ich bekomme einen Jungen.« Es war wie mit der heißen Kartoffel: Die Krankenschwester wollte mich partout in seine Arme legen, während er mich hartnäckig zurückgab. Am Ende packte er mich leicht misstrauisch unter den Armen, und wir wechselten einen ersten hochexplosiven Blick: Nach nur drei Minuten ging mir der Typ schon entschieden auf den Sack. Aber Freud hatte auch noch ein Wörtchen mitzureden, und so zückte ich meine Waffen ödipaler Verführung, indem ich meine Füßchen aus dem Wickeltuch streckte: Der Anblick dieser zwei rosigen, winzigen, perfekten Knubbel verzauberte ihn, und er berührte sie vorsichtig mit den Fingerspitzen. Unser Waffenstillstand währte nur einen Moment, dann blickte er mich trübsinnig an, und ich wusste, ich war ein Mängel exemplar, ein Fehler im System. Ich plärte los. Wir fuhren nach Hause, alle drei todunglücklich. Auf den ersten Babyfotos ist mein Gesicht stets rot von der Brüllerei, und der himmelblaue Kragen des Strampfers würgt mich.

Meine frühe Kindheit war eine Katastrophe. Fliegende Teller, hysterische Wutausbrüche und Klapse, mein Vater flippte immer mehr aus. Bei meiner Geburt war irgend etwas in seinem Hirn kaputtgegangen, zumindest hatte er seitdem eine Schraube locker. Meine Mutter war zu sehr in den sinnlosen Nahkampf mit ihm verstrickt, als dass sie um mich hätte kümmern können, daher legte ich mir als Einzelkind die Marotte zu, mit mir selbst und den Dingen um mich herum zu reden. Ich schuf mir eine Parallelwelt, in die ich mich verkriechen und flüchten konnte, während draußen das Chaos tobte und das Geschrei die Wände wackeln ließ. So ging es weiter, bis ich sieben war, dann beschloss meine Mutter, mit mir zu den Großeltern zu zie-

hen: Das war am 1. April. Anfangs hielt ich es für einen Aprilscherz. Aber nein, wir blieben fast einen Monat bei den Großeltern. Zweifellos der glücklichste Monat meines Lebens, zumal er mit dem Beginn des Frühling zusammenfiel: Blütenpracht und kurze Ärmel. Als wir wieder nach Hause zurückkehrten, war Papa fort.

In einer Familie von Linken aufzuwachsen bedeutete in Italien damals in der Regel, junge Eltern zu haben. Und junge Eltern zu haben bedeutet wiederum in neunzig Prozent der Fälle, es mit Versagern zu tun zu haben. Wenn die Versager dazu noch geschieden sind, verkompliziert sich die Lage erneut, da man immer nur den einen im Auge behalten kann, während der zweite am anderen Ende der Stadt Unsinn treibt. Wenn dann einer der beiden an einer manisch-depressiven Störung leidet, sich heute für den heiligen Franziskus und morgen für David Copperfield hält, hat er, während du noch im Auto auf dem Weg zu ihm bist, vielleicht schon die gesamte Fischtheke des Supermarkts auseinandergenommen bei dem Versuch einer wunderbaren Seezungenvermehrung. Wenn sich dann das andere Elternteil, sagen wir mal, in einen amerikanischen Musiker verliebt (und damit einen dritten geschiedenen Versager ins Boot holt, und zwar einen nicht gerade nüchternen) und dich das unangenehme Gefühl beschleicht, in einer Nachmittagssoap auf RTL Plus mitzuspielen, dann darfst du mit Fug und Recht von dir behaupten, ein Teenager mit Problemen zu sein.

Ihr ganzes Leben lang war meine Mutter überängstlich. Sie sagte: »Es ist schon spät«, bevor sie überhaupt auf die Uhr geschaut hatte; für sie war es an und für sich spät, von vornherein. Ihr Tag bestand aus Arbeitengehen und Haus-

halt erledigen, und Letzteres bestand darin, unentwegt mit einem Lappen über Fliesen zu wischen, die nie genug glänzen konnten, und eine Myriade von Nippes aufzunehmen und abzustauben, unter anderem ein zweihundert Teile umfassendes Hunderudel aus Keramik. Dienstags wurde die Wohnung auf Hochglanz gebracht, und nie konnte ich Freundinnen mit nach Hause bringen, denn dienstags bis donnerstags war die Wohnung sauber, und freitags bis montags war sie dreckig. Daran war nicht zu rütteln.

Mein Vater das genaue Gegenteil. In seiner Wohnung war der Boden nicht nur versifft, sondern auch geborsten: die Fliesen gesprungen und mit einer speckigen, sepiafarbenen Dreckschicht verkrustet. Das Schlafzimmer war völlig unbewohnbar. Wollte man sich auf das Sofa im Wohnzimmer setzen, wirbelte eine Giftwolke aus prähistorischem Staub auf. Das Klo war ein Insiderzitat aus *Trainspotting*. Am Spülbecken in der Küche lag das gesammelte Zahnputzzeug, und auf dem Küchentisch (einem niedrigem Plastikteil, stolzer Überrest irgendeines Picknicks aus den Siebzigern) erzählten die Ablagerungen verkrusteten Bohenschmands die Geschichte Hunderter Konservendosen. Ein wirklich befremdliches Detail war die Sammlung von Christusfiguren an den Wänden, darunter auch ein total absurder Jesus, der ein lebensechtes Herz in der Hand hielt, das mich vage an *Indiana Jones und der Tempel des Todes* erinnerte. Sehr hübsch hingegen war eines dieser kleinen Drahtgeflechte, die immer um Sektkorken gespannt sind. Mein Vater hatte es unter Einsatz seines gesamten Heimwerkertalents mit vier Nägelchen neben der Wohnungstür befestigt und nutzte es, um seinen Regenschirm daran aufzuhängen.

In der Kindheit war meine Beziehung zu meiner Mutter katastrophal. Ich gehörte zu der Sorte Kind, das seine Hausaufgaben nicht machen will, das mit Händen und Füßen um sich schlägt, mit Schimpfwörtern um sich wirft, aus dem fahrenden Auto springt oder durchs Fenster einsteigt. Sie wiederum konnte einem richtig auf den Geist gehen, und zwar im wahrsten Sinne des Wortes: In unserer Wohnung gibt es heute noch eine Sammlung von Pfannen, die auf meinem Schädel zerdellt wurden. Sie schlug mir auch auf die Beine: mit Gürteln, hölzernen Kochlöffeln, Teppichklopfern. Nachdem sie einige Dutzend Teppichklopfer aus Weidengeflecht geschrottet hatte, rüstete sie sich mit einem Kunststoffklopfer aus, der besser abfederte und einen schönen Peitschenton von sich gab: *fschhh, fschhh, fschhh*. Am lustigsten waren jedoch die Verfolgungsjagden um ihren Schreibtisch herum, die manchmal Stunden dauerten und in deren Verlauf regelmäßig alle möglichen Gegenstände durch die Luft flogen (denen ich ebenso regelmäßig auswich). Da sie Altphilologin war, hatte sie eine große Zahl an Nachschlagewerken für Latein, Griechisch, Italienisch, für Synonyme und Antonyme, die sie auf mich abfeuerte. Als ihr die Wörterbuchmunition ausging, griff sie zu Lexika des Mittelalters, Sekundärliteratur, Tassos *Befreitem Jerusalem* und Ariostos *Rasendem Roland*, um schließlich mit Aschenbechern, Briefbeschwerern und kristallinen Bonbondosen zu enden.

Im Laufe meiner Pubertät beruhigte sich unsere Beziehung, um dann sanft ins Groteske abzudriften. Irgendwann merkte sie, dass wir ein Kommunikationsproblem hatten, und versuchte unbeholfen, so zu reden, wie es ihrer Meinung nach unter Jugendlichen in war. Mit Grauen erinnere

ich mich daran, wie sie fragte, ob ich etwas zu kiffen da hätte. Am Küchentisch bauten wir einen Joint und rauchten ihn nach dem Abendessen, wobei sie husten musste, bis sie blau anlief. Als ich in meinem Zimmer ein Poster von Brad Pitt aufhängte, rief sie aus: »Mann, ist der cool!« Ich erdolchte sie mit meinen Blicken. »Sagt man nicht so, cool?«, stammelte sie. »Wie sagt man denn? Taff? Kernig? Krass?« Taff. Ihr Problem war, dass sie glaubte, man würde taff sagen.

Meine Eltern setzten alles daran, mir eine vorurteilsfreie Erziehung zukommen zu lassen, aufgeschlossen gegenüber allem Neuen, zum Beispiel dem Sex. So stand Papa eines Tages mit einem Präser in der Hand in meinem Zimmer. Ich war zwölf Jahre alt. Mäuslein, das ist ein Präservativ. Er riss es mit den Zähnen auf und zog es betont lässig heraus: »Siehst du?«, sagte er, während er es abrollte. »Genau wie die Luftballons, die im Park verkauft werden, nur nicht aufgeblasen. Den stülpt man auf den Pillermann«, dabei hielt er es sich vor die Hose, zum Glück, ohne sein Ding herauszuholen, »und benutzt es beim Geschlechtsverkehr.« Natürlich war er es auch, der mir erklärte, woher die kleinen Kinder kommen (genauso unverlangt, ich war erst vier und hatte mir die Frage nach meinem Ursprung noch nicht wirklich gestellt): Ich saß gerade friedlich am Frühstückstisch, als er sich zu mir setzte und anhand von Tasse und Löffel den Vorgang der Penetration beschrieb.

Auch meine Mutter hatte eine ganze Reihe typisch linker Fixierungen. Eine davon war das Ferienlager (jeden Sommer wurde ich in irgendein obskures Bergdorf geschickt, um dort österreichisch-ungarisches Volksgut zu singen), die sich mit der Zeit in Richtung Pfadfindertum

verschob, zu dem ich dann vier endlose Jahre verdammt wurde (ich passe in ein Pfadfinderlager ungefähr so gut wie Charles Manson auf den Wiener Opernball). Eine weitere fixe Idee von ihr war ihre konsumkritische Haltung: kein Fleisch (die armen kleinen Tierchen), keinen Fisch (die armen kleinen Fischlein), keinen Mozzarella (die lieben armen Büffel) und so weiter. Wenn ich nach einem Stück Fleisch verlangte, nahm sie es aus der Packung, als handle es sich um Katzenkacke in Katzenstreu, briet es mit abgewandtem Blick und servierte es mir mit entsprechend blütenreinem Gewissen auf einem Teller. Ihre konsumkritische Haltung wurde nach und nach zu einer Art Nonkonformismus und dann zum offenen Boykott: Irgendwann durfte man bei uns zu Hause nicht einmal mehr fernsehen, vor allem keine Berlusconi-Sender. Alle normalen Kinder kannten die *Simpsons*, *Beautiful* und die jeweils angesagte Daily Sitcom der Privatkanäle. Ich nicht, weswegen ich nie mitreden konnte. Als ich von zu Hause auszog, mit neunzehn, vergaß ich wegen meiner zwangsunterdrückten Fernsehsucht glatt, mir einen Fernseher anzuschaffen. Eine ganze Weile lang bescherte mir dieser entfremdete Zustand eine Art Sinnesfrieden, der mir erlaubte, mich mit niemandem auseinandersetzen zu müssen: außer vielleicht mit Mahatma Gandhi.

Jetzt bin ich erwachsen und autonom, und immer noch besitze ich keinen Fernseher und kein Radio. Eine Zeitung kaufe ich mir so ungefähr einmal in eineinhalb Monaten. Einen DVD-Player besaß ich nie. Ich habe mir noch nie ein MP3 heruntergeladen und schon gar kein DivX (von dem ich im Übrigen nicht einmal genau weiß, was es ist). Ich habe keine einzige Folge von *Big Brother* gesehen.

Meine Altersgenossen kommunizieren in einer eigentümlichen Bantusprache miteinander, versetzt mit Fernsehprüchen und Medienikonografie, sie ärgern sich beim Schauen der Nachrichten und werfen mit Worthülsen um sich. Mein Geist hingegen ist ungestört von Bombenattentaten, Regierungskrisen und ähnlichen Belanglosigkeiten und galoppiert frei und glücklich. Ich bin mittlerweile zu dem Schluss gekommen, dass ein erfülltes Leben auch dann möglich ist, wenn man nicht weiß, wer Bombolo ist* und welche Missetaten Silvio gerade wieder verbrochen hat**. Allerdings muss man eine ganze Reihe von Ersatztricks auf Lager haben, sonst wird man schräg angesehen beziehungsweise aus den angesagten Kreisen ausgeschlossen und behandelt, als hätte man die Krätze.

Die Regeln sind folgende: So tun, als wüsste man, wer Briatore ist. Ein zerknirshtes Gesicht machen, wenn von dem konvertierten Altlinken Sofri die Rede ist***. Dann muss man lernen, anhand der Gespräche die verschiedenen Reality-Shows auseinanderzuhalten: Ist die Rede von Daniel, Dennis oder Danila, ist es die *Superstar-Show*. Wenn Selène, Mariëlle oder Mago Milud erwähnt wird, ist es das *Dschungel-Camp*. Wenn Natascia, Mascia oder Fedro auftaucht, wird über *Big Brother* geredet. Wichtig auch: sich immer die Taschen abtasten und so tun, als hätte man seinen iPod versehentlich im Wagen liegen lassen. Wenn du

* Vergleichbar mit dem Verlust, Didi Hallervorden nicht zu kennen.

** Worüber man ohnehin anderswo meist besser informiert ist als in Italien.

*** Vergleichbar mit dem Gesichtsausdruck, den deutsche Politiker heute bei der Erwähnung Sarrazins aufsetzen.

gefragt wirst, ob du das neueste Video von XY gesehen hast, antwortest du im Brustton der Überzeugung: »Klar!« und flüsterst dann kopfschüttelnd: »Genial!« Meinungen über Politiker hast du dir schnell gebastelt: Sie sind eh nur Karikaturen von Panini-Bildchen, total vorhersehbar und zweidimensional (der Arschkriecher X, die Streberin Y, der Aufsteiger Z usw.), im Grunde reicht es, die vier Grundsticker zu kennen, die du in jeder Unterhaltung aufpappen und ablösen kannst. Im Kino, wenn alle über eine Werbung lachen, deren Pointe sie bereits kennen, musst du dich leicht in deinem Sessel winden und dein leises »Hahaha« beisteuern, als wüsstest du ganz genau, worauf es hinausläuft.

Auf diese Art durchzukommen erfordert großes Anpassungsvermögen, aber es geht. Wenn du richtig gut bist, kannst du am Ende sogar eineinhalb Jahre ungekündigt in einer Werbeagentur arbeiten, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, so wie ich. Wir kommen später darauf zurück, bleiben Sie dran.

Miss Make-up

Es gibt zwei Typen von Mädchen. Die einen spielen Puppenmutter, die anderen feine Dame. Ich gehörte zum zweiten Typ.

In meiner Kindheit waren Puppen mit menschlichen, um nicht zu sagen allzu menschlichen Körperfunktionen modern, aus welchem Grund auch immer. Es gab Kleckerlieschen, die sabberte. Es gab Nein-mein-Breilein-ess-ich-nicht, die kotzte. Es gab Lulu-Irgendwas, die machte Kacka und Pipi in die Windel. Echt wahr! Kacka und Pipi. Es waren die Achtzigerjahre, die Ära der Stoffpuppen ging zu Ende, und die Ära der Nerv-töt-Puppen zog herauf. Es war nicht mehr weit zu den Tamagotchis, mit denen sich der Kreis schloss, was später nur noch vom Fernsehen und seinen Reality-Shows getoppt wurde – mit den Händen in der Scheiße anderer Leute wühlen, die Leidenschaft für alles Ordinäre – geil!

Aber wir kommen vom Thema ab.

Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen war es, Baby Mia mit dem Gesicht aufs Bett zu drücken und sie in dieser Position ihrem Schicksal zu überlassen. Wenn Baby Mias Gesicht irgendwo gegengedrückt wurde, sagte sie: »Dreh mich um!« So ging es dann den ganzen Tag – »Dreh mich um! Dreh mich um! Dreh mich um! Dreh mich um!« –,

zum großen Missvergnügen meiner Mutter, die mir ernste Blicke zuwarf, wie man sie sonst mutmaßlichen Kinderschändern vorbehält.

Was ich auch gerne tat, war, Pummeli schlagen. Mein Gott, war diese Puppe fett. Fett und hässlich. Mit einem runden Ohrfeigengesicht. Allein der Gedanke an sie macht mich fertig. Ich hatte sie Alice umgetauft. Und ich ohrfeigte sie. Alice? *Waamm!* Alice? *Waamm-wamm!* Dann legte ich sie wie einen Fußball in die Mitte des Spielfelds und bearbeitete sie mit Tritten.

Ganz besonders in war auch Miss Make-up, eine Puppe, die geschminkt war wie eine Hafennutte und die sich (zumindest laut Gebrauchsanweisung) abschminken ließ. In Wirklichkeit blieb sie ihr Leben lang geschminkt wie eine Hafennutte, nicht einmal Waschbenzin konnte etwas gegen die Schminke ausrichten. Ein blasser Abklatsch von Miss Make-up war Miss Dress-up, die wie eine Hure angezogen war und die sich ... tja, wie eine Hure ausziehen ließ. Und dann höre ich immer Klagen über die Verkommenheit meiner Generation. Dabei könnt ihr angesichts solchen Spielzeugs dem Herrgott danken, dass ich nicht meinen Arsch auf der Straße verkaufe.

Ich war nie ein ausgesprochener Puppenfan. Die feuchten Augen, der alberne Wimpernschlag, die gespitzten Lippen, also nee, ich hatte immer das Gefühl, von einer Bande Schwachsinniger umgeben zu sein. Dabei gab es sehr wohl Menschen, denen es ganz offensichtlich Freude bereitete, wenn Lulu Kackapups mal wieder die Windel voll hatte. Keine Ahnung, vielleicht war mein Familiensinn nicht besonders ausgeprägt, aber es bereitete mir nie ein spezielles Vergnügen, Puppenmama und Hausfrau zu spielen. Das

erste Spielzeug, das wirklich mein Interesse weckte, war Träumerle. Träumerle war ein süßer, unschuldiger Plüschhund, den man nachts an sich drücken konnte und der seine leuchtend blauen Augen aufriss. Zumindest laut Werbeprospekt. Meine Eltern wollten nichts davon wissen, mir eine Katze zu kaufen, also war Träumerle der perfekte Kompromiss. Zu Weihnachten. Nicht vergessen, Papa. Träumerle.

Am Abend des vierundzwanzigsten kam mein Vater nach Hause und sagte untröstlich, er habe mein Geschenk nicht auftreiben können:

»Tut mir leid. Weinerle gibt's nicht.«

WEINERLE? Geht's noch?

Ich weiß nicht, welche fehlgeschalteten Synapsen meinen Vater dazu bewegt hatten, aus Träumerle Weinerle zu machen. Natürlich kannten die Spielwarenverkäufer Weinerle nicht, also Essig.

»Stattdessen habe ich dir die hier mitgebracht.«

Twinkles. Mann, wie ich sie hasste. Ein billiges Flittchen mit rosa Plastikschleife im Haar, die blinken konnte. Der Gipfel der Geschmacklosigkeit.

»Danke, Papa.«

Da mir Träumerle immer noch wie ein Kropf im Hals steckte, nervte ich meine Eltern am darauf folgenden Weihnachten mit My Magic Nursery, die ich unbedingt haben wollte, einfach um des Habens Willen. My Magic Nursery gehörte genau zu der Spezies Puppe, mit denen du die Traumata der Alltagsbanalitäten noch einmal durchleben kannst. Aber bei ihr war es nicht etwa, dass sie heulte, pinkelte, sprach oder sonst was tat. Nein. Diese Puppe wurde geboren. Ja, richtig, genau wie echte Babys. Frage:

Was macht meine Magic Nursery? Antwort: *Sie wird geboren.* Sie kostete siebzigtausend Lire, damals eine völlig absurde Summe, selbst eine künstliche Befruchtung wäre billiger gewesen.

My Magic Nursery funktionierte folgendermaßen: Du kaufst sie. In der Verpackung liegt ein Püppchen mit einer Haube auf dem Kopf. Du gehst nach Hause und nimmst ihm/ihr die Haube ab, und – kurzer Trommelwirbel – wenn sie lange Haare hat, ist es ein Mädchen, mit kurzen ein Junge. Totaler Nervenkitzel! Aber sie kann noch mehr. Nachdem du die Haube ausgezogen hast, musst du das Baby in eine Wanne legen. Die Windel geht auf, und aus den bläulich-trüben Fluten taucht eine in schützendes Plastik geschweißte Geburtsurkunde auf, die in allen lebenden Sprachen verkündet: »ES IST EIN MÄDCHEN!« respektive »ES IST EIN JUNGE!« Außerdem liegt noch ein Namensbüchlein in der Verpackung, sodass das Neugeborene auch getauft werden kann.

Abartig, ich weiß. Aber diese ganze perverse Prozedur faszinierte mich irgendwie.

Natürlich wünschte sich kein klar denkendes Mädchen, dass ein Junge in der Packung steckte. Ich hielt also den Atem an, bis ich die Urkunde aus dem Wasser zog, die bewies, ja, puuh, es war ein Mädchen (das Lupfen der Haube hatte ich mir, Füchsin, die ich war, für später aufgehoben). Nicht umsonst waren wesentlich mehr My-Magic-Nursery-Mädchen als My-Magic-Nursery-Jungen auf den Markt geworfen worden.

Ich erinnere mich noch an eine Unglücksräbin, die einen Jungen bekommen hatte und zum Gespött des ganzen Viertels wurde.

Was My Magic Nursery noch spezieller machte, war dieses wärmeempfindliche Sternchen auf ihrer Wange, das sich in ein Herz verwandelte, sobald man es küsste. Ich muss sie wohl ein paarmal zu oft geküsst haben, denn meine Elizabeth hatte an ihrem Lebensabend einen unförmigen Fleck auf der Wange, der weder Stern noch Herz war. Es gelang mir, ihn den anderen Puppenmamas als Impfnarbe zu verkaufen.

Den größten Vogel schossen wir jedoch am Weihnachtsfest des Jahres '85 ab. Meine Tante, ein rundes, liebes und nicht besonders helles Tantchen, fragte mich, was ich mir zu Weihnachten wünschte. Ich weiß noch, dass sie extra anrief dafür. Mit meiner gewohnt gelangweilten Stimme erwiderte ich: »Ein Küken, das mit dem Schnabel dreimal gegen das rosa Plastikherz pocht, in dem es sitzt, dann geht das Herz auf, und das Küken kommt heraus.« Meine Tante wurde verrückt. Sie wurde buchstäblich verrückt über dem Versuch, dieses Geschenk für mich aufzutreiben. Am Weihnachtsabend kam sie bei uns mit tiefen Augenringen an, sichtlich abgemagert und mitgenommen, und sagte mir, sie habe *überall* nach dem Küken gesucht, habe es aber nicht auftreiben können. Selbstverständlich wäre es unhöflich gewesen, ihr zu sagen, dass das nicht ernst gemeint war, also nahm ich großmütig eine Art Ballspiel eines Billspielzeugherstellers entgegen. Einen Dreck.

Diese Angewohnheit, meiner Umgebung auf den Nerv zu gehen, erlitt einen herben Dämpfer, als die jüngere Schwester meiner Mutter in eine andere Stadt zum Arbeiten ging, keine Ahnung, in welche. Sie rief mich von dort aus an, um zu fragen, was sie mir mitbringen solle. Zu jener Zeit gab es noch keinen Schutzfilter zwischen mei-

nem Hirn und meinem rosengleichen kleinen Mund. Ich sagte den ersten Quatsch, der mir in den Sinn kam: »Ein Negermädchen.«

Les jeux sont faits, schon war's passiert: Meine Tante tauchte mit einer eineinhalb Meter großen Plastikpuppe auf, schwarz, in ganz schlimmer Kleidung, mit Flickern übersät, frisch von wer weiß welchem Baumwollfeld, mit einem unglückseligen Babybündel im Arm. Schrecklich. In ihrem Rücken steckte ein Schlüssel mit einer Kordel dran, und wenn man ihn drehte, hoben herzerreißende Gospelgesänge an. Meine Tante hatte meine abgedrehtesten Erwartungen übertroffen, ich konnte nur den Hut ziehen. Das war die einzige Puppe, die ich wohlweislich nicht zerstörte, und bis heute liegt sie in ihrem Karton unter meinem Bett, mit Ray Charles' jüngerem Bruder auf dem Arm.

Von meinem Zynismus einigermaßen verunsichert, meldete mich meine Mutter, als ich sechs war, im »Klub der Puppenmamas« an. Nun kam jeden Monat ein Briefumschlag von den Puppenmamas, in dem Puppenmama-Aufkleber und Puppenmama-Anstecker drin waren, auf denen Puppenmamas meines Alters abgebildet waren, die sich um ihre Puppenbabys kümmerten. Auf dem Logo sah man ein kleines Mädchen, das einen Kinderwagen vor sich her schob: Da wurde mir klar, dass ich mir zum frühestmöglichen Zeitpunkt eine Spirale würde einsetzen lassen.

Ich spielte nicht gerne mit Puppen. Ich wollte mich nicht als Mama fühlen, sondern als emanzipierte Feministin. Als ich dann die Puppenphase hinter mir ließ, das war ungefähr mit zehn, widmete ich mich ganz und gar den zwei schönsten Hobbys erwachsener Frauen: dem Kochen und der Selbstbefriedigung. Meine Eltern wussten natürlich nur

von ersterem Zeitvertreib, und sie hatten mein Zimmer mit einer fast lebensechten Küche ausgestattet. Klein, wie ich war, passte ich ohne Probleme mitsamt dem Plastikhuhn in den Ofen.

Auf die Selbstbefriedigung hingegen war ich nicht allein gekommen. Meine Initiation hatte eine meiner Freundinnen in die Hand genommen, mit der ich häufig spielte und die diese perverse Angewohnheit »Verlobte spielen« nannte. Das Spiel hatte etwas von einem Softpornoplot: Wir spielten, dass wir durch ein Museum gingen (der Flur ihrer Wohnung) und zufällig auf zwei Mitglieder einer Boys Band stießen. Die Begegnung mündete dann in einem Drink bei ihnen zu Hause (ihrem Zimmer), mit einem Epilog ... na, ihr seid wohl alt genug, um es euch selbst vorzustellen. Ein anderes beliebtes Setting war der Zug: Wir stellten alle Küchenstühle hintereinander im Flur auf. Ihre Mutter, deren Wohnung regelmäßig komplett auf den Kopf gestellt wurde, meckerte: »Könnt ihr mir mal erklären, was so lustig daran ist, Zug zu spielen?« Die unwissende Signora konnte ja nicht ahnen, dass ich mich von ihrer Tochter nach ein wenig gepflegter Konversation auf der Toilette des IC-Bordrestaurants rappzapp vernaschen lassen würde. Die zufälligerweise ihre eigene Toilette war.

Das Groteske daran war, dass wir sogar Kinder gebaren. Kurz bevor sie ihren Höhepunkt erreichte, packte meine Freundin eine x-beliebige Puppe und zog sie sich unter dem Rock hervor. Ich fand das peinlich. Ich hätte ihr mal lieber raten sollen, die Pille zu nehmen.

Manchmal spielte auch ihre Schwester mit und erfand dabei das, was sich im Fachjargon Orgie nennt. Sie war ein paar Jahre älter, hatte wenig Zeit, ging mit ihren Freun-

den aus und war nicht für komplexe Handlungsstränge zu haben. Wenn sie dabei war, gab es daher immer nur die reduzierte Version der Geschichte: Kaum begonnen, lagen wir bereits auf dem Bett und endeten wenige Minuten später mit der Fummelei. Die Paare wechselten, ich mit ihr, ich mit der anderen Schwester, die beiden zusammen. Was ich niemandem gestand, war, dass ich dabei nie das kleinste bisschen Orgasmus hatte: Wie ich fünfzehn Jahre später herausfand, bin ich nicht klitoral veranlagt, und diese Rumrubbelei tat mir mehr weh als sonst was.

Vor ein paar Tagen war ich wieder im Park joggen, das erste Mal seit Monaten: Im Frühling bekomme ich immer Lust, viele Dinge zu machen. Außer abwaschen. Aber ausgehen, Liebe machen, reisen und herumstreunern, das ja.

Auf dem Heimweg kam ich an einem Spielplatz vorbei, wo Kinder fröhlich schaukelten, und da hatte ich plötzlich einen Kindheits-Flashback. Ich schlüpfte zwischen den Büschen hindurch, warf meine große Tasche ab und hüpfte unter den erstaunten Blicken der versammelten Mütter (alle in meinem Alter) hinüber, um mir meine Scheibe Glück im Flug abzuholen, derweil ich verlegen nach rechts und links »Hallo« und »guten Tag« sagte. Das Gerüst knarzte bedenklich unter meinem Gewicht. Ich lächelte zerknirscht in die Runde. Zuerst schaukelte ich nur ganz schüchtern, um mich dann, als ich merkte, dass die Konstruktion mich einigermaßen aushielt, ganz dem Rhythmus von *Ring Of Fire* hinzugeben – in der Version von Social Distortion (yeah) –, das ich über Kopfhörer hörte, bis meine Füße den Himmel berührten. Vor, zurück, vor, zurück, Diastolen und Systolen im Rhythmus von Herz und Leben.

Dabei fiel mir wieder ein, was meine eigentliche Leidenschaft als Kind gewesen war: zu schaukeln. Ich liebte es so sehr, dass ich meine Eltern nötigte, mir eine Schaukel ins Zimmer zu hängen. Sie bestand aus einem Holzbrett mit zwei Seilen daran. Sie war mit Dübeln und Haken in der Decke befestigt und schwang über die ganze Breite des Zimmers bis vier Meter hoch. Die Schaukel war mein Rückzugsort, wo ich meinen Gedanken nachhängen konnte. Jeden Nachmittag nach dem Mittagessen gönnte ich mir ein Stündchen Schaukeln. Meine liebste Hintergrundmusik beim Schaukeln war ein Album von Zucchero, weil es sowohl Popsongs und fetzige Gitarrenriffs als auch supersanfte Balladen hat und so die gesamte Bandbreite meiner möglichen Gemütszustände abdeckte (so, mein lieber Zucchero, jetzt schieb die Kohle rüber).

Die Möglichkeit, dass die Haken nachgeben und ich mit vierzig Stundenkilometern durch das Fenster krachen würde, war durchaus real. Ich klammerte mich fest an die Seile, drehte mich in Schrauben ein, enthedderte mich in schwindelerregenden Pirouetten, schaukelte schräg und kreuz und quer, zweihändig, einhändig, freihändig, kurz: Ich versuchte alles, um zu sterben. Tat ich aber nicht.

Auf meine Periode könnte ich gut und gerne verzichten. Stellt euch vor: Dieses große Genie von Gott hat an alles gedacht, wirklich an alles, und dann soll ihm kein Kniff einfallen sein, die Eizelle fallen zu lassen, ohne dass man sich jeden Monat Watte und Blut antun muss. Das kann ich nicht glauben. Er hat das Gaumenzäpfchen ersonnen, um die Stimme zu modulieren, er hat mit dem Meißel den perfekten Backenzahn geschaffen, er hat sogar eine bequeme Rutsche oberhalb der Lippe konstruiert, als Rotzabfluss, und ihm soll nicht in den Sinn gekommen sein, dass alle achtundzwanzig Tage ein Liter Blut im Slip irgendwie unangenehm sein könnte? Nein, nennen wir die Dinge ruhig beim Namen: Die Menstruation ist eine Strafe des Herrn und soll uns in regelmäßigen Abständen (wenn's denn wenigstens so wäre) daran erinnern, dass Leben Schmerz bedeutet.

Als ich zum ersten Mal meine Tage bekam, schenkte man mir einen Kuchen. Unsere Putzfrau legte für eine Stunde den Feudel nieder, um einen wunderbaren Kranzkuchen zusammenzurühren, den Menstruationskuchen. In Süditalien tut man im Grunde nichts anderes, als auf einen Vorwand zu warten, um in der Küche zu verschwinden und zu kochen und zu backen (meine Wohnungsnachbarn

buken sogar am Tag des heiligen Karls einen Namenstagskuchen – für ihren Dackel Charlie). Ich freute mich riesig: Endlich war ich eine Frau! Damit eröffnete sich mir auch der Zugang zu einer Reihe von Dingen, die bis dahin verboten gewesen waren: Binden, Tampons, Slipeinlagen, und ein bisschen später dann BHs, Bikinis, Rasierer, eben alles. Wenn wir uns in der Schule aufstellen mussten, um in die Turnhalle zu gehen, erhob ich mich und deklamierte voll Stolz: Ich kann nicht, ich bin unpässlich. Habt ihr es alle gehört? Un-päss-lich. Es passt mir nicht, ich bin nicht *available*, ich bin *off*, ich bin eine Frau auf der Höhe der Zeit und habe gerade meine Tage. Wenn ich zur Toilette ging, um die Binde zu wechseln, hantierte ich so auffällig unauffällig mit der verpackten Ersatzbinde, dass die ganze Klasse es sehen musste, dann ging ich hüftschwingend und mit dick gepolsterter Gesäßtasche zur Tür. Ich fühlte mich wie ein Superstar.

Das Superstargefühl schwächte sich von Monat zu Monat ab, bis ich in der Neunten schließlich begriff, dass die kleinen Jungs aus meiner Klasse längst wussten, worum es sich bei dem geheimnisvollen Päckchen handelte. Als ich dann mitbekam, dass eine Olympia-Sportlerin den Weltmeistertitel errang, obwohl sie gerade ihre Periode hatte, und damit der Mythos der *Unpässlichkeit* bröckelte, **hatte ich nach dem Einlegen der im Übrigen etwa zweihundertfünfzigsten Binde** allmählich die Faxen dicke. In vier Jahren Regelblutung hatte ich genügend Abende erlebt, wo ich mit Freunden in der Kneipe beim Essen saß und spürte, wie sich unter mir auf dem Stuhl langsam der Schwanensee ausbreitete. Oder ich war mit Freunden am Meer, und alle springen ins Wasser, während ich selbst mit

Turban und Sonnenbrille wie Omar Sharif unter dem Sonnenschirm sitzt und jedem ignoranten Deppen ein freundliches Lächeln schenke, der sich erkundigt, warum ich denn nicht ins Wasser gehe. Im sechsten Jahr der Periode beginnt offiziell der Countdown zur Menopause, und du fängst an, dir ernsthaft Gedanken zu machen, ob ein Knoten in den Eileitern nicht doch besser wäre. Aber all das ist gar nichts, solange du noch keine Regelschmerzen hattest.

Bis ich zwanzig war, hatte ich keinerlei Vorstellung davon, was Regelschmerzen sind. Ich kannte Mädchen, die sich einmal im Monat im Bett krümmten, unfähig waren, aufzustehen oder gar zu reden, aber ich hatte das aber immer für übertriebenes Getue gehalten. Dann saß ich eines Tages auf dem Mofa und geriet ins Schleudern. Es fühlte sich an, als wäre mein Unterleib unter eine Planierraupe oder in einen Fleischwolf geraten, ich schwitzte kalten Schweiß, und der einzige Grund, warum ich nicht umkippte, war der, dass mein Leib zwischen zwei Impulsen hin und her gerissen war: dem, in Ohnmacht zu fallen, und dem, zu kotzen. Ganz grün im Gesicht kam ich nach Hause. Meine Mutter überreichte mir eine orangefarbene drei Zentimeter lange Pille, die ich schlucken sollte, ein hochpotentes Schmerzmittel. Ich büßte die Hälfte meiner Sinneswahrnehmungen ein: Es ging mir prächtig, ich dankte der Welt und brach schwachsinnig lächelnd auf dem Sofa zusammen.

Eineinhalb Jahre später und von meiner orangefarbenen Monatspille inzwischen derart abhängig, dass ich meine gesamte Familie ausgelöscht hätte, um sie mir zu beschaffen, wechselte ich zum nächst schwierigeren Szenarium: Aus den einfachen Regelschmerzen wurden Regelschmerzen

mit Durchfall. Der wissenschaftliche Zusammenhang zwischen dem Blut in der einen Öffnung und dem Kacka in der anderen liegt noch im Dunkeln: Was einfach passiert, ist, dass die beiden Dämme gleichzeitig brechen, weswegen du immer, wenn du auf dem Pott hockst, an zwei Fronten zugleich kämpfst. Während der Periode bin ich mittlerweile ein menschlicher Stumpf, bedrogt, blutbesudelt, Hyänengrinsen im Gesicht, und nebenbei noch inkontinent. Schön ist anders.

Die Technik im Dienste der menstruierenden Bevölkerung ist demgegenüber einfach lächerlich. Gerade neulich noch habe ich die Hose runtergelassen, mich aufs Klo gesetzt und zu spät gemerkt, dass die Binde nicht mehr am Slip klebte, sondern an den Härchen meiner Katze, weshalb sie in die Kloschüssel fiel und ich draufpinkelte und es genau das Geräusch von Pipi auf Watte auf Plastik auf atmungsaktiven Mikrozellen war, das bei mir den Alarm auslöste. Wie kann es sein, dass wir die Atomenergie erfunden haben und nicht in der Lage sind, anständige Klebestreifen auf ein Stück Watte zu pappen? Die Binden verknautschen, verrutschen, verdrehen sich, andererseits kleben ihre Flügel dann so fest aufeinander, dass du eine Schere brauchst, um sie wieder loszubekommen, denn wenn du zu fest an der Binde zerrst, läufst du Gefahr, dass sich ein menstruationsblutgetränkter Mikrozellenschauer über dich ergießt. Und der Umstand, dass man einen Tampon oftmals nur einführen kann, indem man seinen Finger in gesamter Länge in der Pussi versenkt, scheint mir doch einem Steinzeit-Science-fiction entsprungen.

Auch das Kapitel »Sex und Menstruation« birgt zahlreiche spannende Wendungen. Mit der vornehmen Umschrei-

bung »Wurst mit Ketchup« wird auf die Penetration während der Periode angespielt, eine Praxis, die die ersten zwei Male Spaß macht und dann nicht mehr, unter anderem weil du so schon zwei Drittel deiner Aussteuer in die Tonne gehauen hast. Bleiben der Oralsex (Aktivseite ist klar) und der Handbetrieb (ebenfalls einseitig). Mit anderen Worten: Nicht nur, dass du deine Tage hast, du musst dich auch noch ganz in den Vasallendienst deines Partners stellen. Als einzige Gegenleistung werden ab und zu mal deine Titten betatscht, die im Übrigen höllisch schmerzen. Gottes Miso-gynie scheint mir hiermit hinreichend erwiesen.

Die Dinge könnten also kaum schlechter laufen für dich, es sei denn, du hast einen unregelmäßigen Zyklus, so wie ich. Mein Zyklus schwankt irgendwo zwischen zweiundzwanzig und fünfunddreißig Tagen, und er dauert zwischen vier und vierzehn Tagen. Das bedeutet, in manchen Monaten habe ich drei Wochen lang meine Tage, und in anderen mache ich fünfzehn Schwangerschaftstests. Natürlich leide ich zwischen den Tagen, wie es sich gehört, unter dem prämenstruellen Syndrom, das mich in Tränen ausbrechen lässt, selbst wenn ich *Batmans Rückkehr* sehe. Mein jeweiliger Freund ist von der Teilnahme am lustigen Stimmungskarussell selbstverständlich freigestellt, denn hätte der Schöpfer ihm ebenfalls ein wenig Umstände machen wollen, hätte er auch ihm einen Zyklus geschenkt.

Im Gegenzug haben wir die Mutterschaft. Das ist ungefähr so, als würde man sagen, Hitler hatte auch seine guten Seiten: die Autobahnen.

Die Ballade der Trockenpflaumen

Die Zähne im weichen Tortenteig versenken, das Schokofondant auf der Zunge zergehen und sich von der Zuckerwelle erfassen lassen, ihre Süße die Kehle hinabgleiten spüren ... Das sind die Momente, für die sich das Leben lohnt. Von einigen anderen Momenten mal abgesehen. Ich hätte ein paar Jahrhunderte früher zur Welt kommen sollen: Fest- und Fressgelage bis zum Hirnerweichen.

Für mich ist die Menge an konsumierbaren Speisen theoretisch unbegrenzt. Abnehmen ist nicht mein Ding, in der Sonne schmoren zum Braunwerden auch nicht, und um ehrlich zu sein, ist überhaupt nichts mein Ding, was Geduld erfordert, inklusive des In-Form-Bringens der Haare mithilfe eines Föhns (das am allerwenigsten). Wie schön muss es vor zweihundertfünfzig Jahren gewesen sein, als man sich, *zack*, die weiße Perücke auf den Kopf stülpte und alle Sorgen los war. Ich bin im falschen Jahrhundert zur Welt gekommen, ganz klar. Heute ist es doch so: Gewinner ist der, der am meisten Freizeit hat. Und noch dazu reich ist. Wer im achtzehnten Jahrhundert freie Zeit hatte und reich war, lag den lieben langen Tag zu Hause auf der faulen Haut und war folglich weiß und fett. Wer heute freie Zeit und Geld hat, geht ins Fitnessstudio und auf die Sonnenbank und ist folglich dünn und braun. Vor ein paar

hundert Jahren waren es nur die Armen und Tagelöhner, die mager und braun waren, weil sie den ganzen Tag unter freiem Himmel schufteten mussten. Also waren sie *out*. Jetzt hingegen wären sie *in*, und die teigfarbene Kassiererin mit dem Riesenhintern ist *out*. Kurz gesagt, ich bin *out*, aber ich wäre *in*, wenn ich zum richtigen Zeitpunkt auf die Welt gekommen wäre. Also.

Mit vierzehn war ich es leid, mich länger von meinem Jahrhundert verspotten zu lassen, und beschloss, mager-süchtig zu werden. Ich wollte ein für alle Mal das lästige Problem loswerden, eine *res extensa* zu haben oder, mit anderen Worten, einen physischen Leib. Doch gehen wir zuerst einen Schritt zurück.

Voll Stolz darauf, dass mein blauer Minirock so gut zu den blauen Mokassins passte – ein subtiles Outfit, das mich mehrere Stunden vor dem Spiegel gekostet hatte –, hielt ich meinen triumphalen Einzug in den Mehrzweckraum, wo gerade eine Schülerversammlung stattfand. Der Junge mit dem orangeroten Irokesen, in den ich bis über beide Ohren verknallt war, leitete die Veranstaltung. Mit krummem Rücken und baumelnden Beinen, Tuch um den Hals, Flüstertüte vor den Lippen, saß er auf dem Katheder. Ich kämpfte mich in die erste Reihe vor, um ihm den Anblick meiner appetitlichen Schenkel möglich zu machen, auf die ich damals noch relativ stolz war. Der Junge würdigte mich keines Blickes. Im Gegenteil: Er schickte sein strahlendes Lächeln und seinen romantischen Blick in Richtung einer spindeldürren Bohnenstange, die ihn mit Klimperwimpern anschnackelte, die Beine übereinandergeschlagen. Depressiert und wütend kam ich nach Hause: »Was ist denn?«, fragte meine Mutter, als ich die Haustür zudonnerte und in

mein Zimmer verschwinden wollte. »Nichts!«, blaffte ich und fügte hinzu: »Ich bin fett!« Mit vierzehn ist es äußerst schwierig, Nichtbeachtung rational zu verarbeiten, daher überträgt man sie der Einfachheit halber auf seinen Körper. Schritt Nummer eins lautete daher: Ab zum nächsten Zeitungskiosk und ein Heft zum Thema »Nulldiät« kaufen.

Auch Äpfel können, im Übermaß verzehrt, dick machen.

Dieser Satz, inklusive Einschub, stand am Anfang meiner berühmten Sieben-Tage-Diät. Ihr durchschaut natürlich, was für ein Riesenschwachsinn das ist. Bevor man von Äpfeln dick wird, stirbt man eher am Ekel. Ich weiß ja nicht, ob ihr jemals vier Äpfel nacheinander gegessen habt. Jedenfalls nicht, wenn ihr normal seid. Und schon gar nicht, wenn ihr normal und Männer seid. Vier Äpfel nacheinander reichen aus, damit einem speiübel wird. Fünf bedeuten akuten Brechreiz. Sechs völlige Apathie. Danach kann man sich nur noch einsargen lassen wie weiland Schneewittchen.

Sie dürfen eine Trockenpflaume essen (wohlge-merkt: nur eine!).

Der Umstand, dass ich mich an ganze Sätze inklusive Einschübe aus diesem Diätjournal erinnere, dürfte bei euch den berechtigten Verdacht erregen, dass ich weder unter die Kategorie Männer noch unter die Kategorie normal falle. Die Zeitschrift breitete sich ausführlich über erlaubte

Zwischenmahlzeiten aus: eine Trockenpflaume, wohlge-merkt, EINE. Eindeutig der Tonfall, den man von Verhören kennt, wenn Leute eingeschüchtert werden sollen (zur weiteren Lektüre empfehle ich das Buch *Mindfucking* von Stefano Re, das leider immer noch seiner deutschen Übersetzung harrt). Am ersten Tag meiner Diät kaufte ich mir also meine Packung Trockenpflaumen, wie von dem vertrauenswürdigen Magazin empfohlen. Bevor ich damit zur Kasse ging, verglich ich sie mit anderen Trockenpflaumenpackungen, um zu sehen, welche weniger Kalorien pro Pflaume auswies. Die Pflaumen von Sunsweet hatten mehr Kalorien als die Pflaumen von Noberasco, aber die Noberasco-Pflaumen waren mit Kern, weshalb ich also hätte wissen müssen, wie viele Pflaumen einhundert Gramm ergaben und wie viel ein Kern wiegt, um das mit der Anzahl der Pflaumen zu multiplizieren und das addierte Gewicht der Kerne davon abzuziehen. Was ich, unglaublich, aber wahr, tat. Am Ende erwiesen sich die Sunsweet-Pflaumen jedenfalls als kalorienreicher als die von Noberasco, weshalb ich beim nächsten Mal klar für die Noberascos entschied. Nachdem ich mir eine Noberasco-Pflaume als Zwischenmahlzeit zu Gemüte geführt hatte, tat sich in meinem Magen ein regelrechter Schlund auf: Ich wollte mehr. Viel mehr. Einen ganzen Haufen mehr. Aber ich durfte nicht. Doch da eilte mir auch schon der weise Rat der Zeitschrift zu Hilfe:

Sie dürfen den Kern lutschen.

Wenn das mal kein guter Tipp war. Hast du deine Pflaume verzehrt (wohlgemerkt: nur eine, klar?!), darfst du noch

am Kern rumlutschen, dich an seinem Holzgeschmack be-
rauschen. Das Widerkauen des Noberasco-Kerns begann
um vier Uhr nachmittags und endete gegen halb sieben.
Zeitgleich setzte der Countdown bis zum Abendessen ein
(fünfzig traurige Gramm Fisch deiner Wahl), nach dem
wiederum der Countdown bis zum Frühstück anlief, nicht
weniger deprimierend als das Abendessen (eine Scheibe in
Tee aufgeweichter Zwieback).

Ich denke sehr oft ans Essen. Das liegt einfach in meiner
Natur: Seit meiner Geburt habe ich nichts anderes getan,
als an der Brust meiner Mutter zu saugen und sie dann
nach und nach durch andere, raffiniertere Drogen zu erset-
zen, vom Schnuller bis hin zu Zigaretten, dazwischen ein
umfangreiches Sortiment an Breien, Süßigkeiten, Geträn-
ken, Fingernägeln. Ich habe wohl um die hundert Oral-
fantasien am Tag. Als ich mich auf Diät setzte, brach die
Vielfältigkeit dieser Fantasien ab und wurde von einer ein-
zigen fixen Idee ersetzt: Essen. Was ich nie tat. Ich lebte
kurz gesagt meine ganz persönliche *Anleitung zum Unglück-
lichsein*.

Wenn du die Dreißigkilomarkte erreichst und schon zu
Statistencastings für Holocaust-Filme eingeladen wirst,
heißt das, die Diät funktioniert großartig. Es heißt aber
auch, dass du im Grunde genommen dabei bist, zu ster-
ben, was genau dein Ziel ist, da du als Tote endlich den
verdienten Schlaf der Mageren schlafen kannst, ohne dich
länger damit zu stressen, Schülersprecher-Irokesen hinter-
herzuschmachten. In freudiger Erwartung deines Ablebens
musst du aber erst noch eine ganze Reihe nerviger Termine
absolvieren, wie zum Beispiel Essenseinladungen, Geburts-
tagsfeiern, Ausgehen mit Freunden und so weiter. Wir wer-

den nun Punkt für Punkt untersuchen, wie man ein erfüll-
tes Sozialleben führt, ohne sich anmerken zu lassen, dass
man gerade dabei ist, sich selbst auszulöschen.

Party. Partys sind eine echte Tortur. Du darfst nichts trin-
ken, du darfst nichts essen, und du kannst nicht einmal
tanzen, weil du dazu zu schwach bist. Eine intelligente Lö-
sung ist es, dich zum Kuchenbacken anzubieten: so ver-
bringst du den Nachmittag mit den Händen im Teig und
den Abend im Anblick der anderen versunken, die sich an
deinem leckeren Backwerk gütlich tun. Das nennt man Vo-
yeurismus. Voyeurismus ist total wichtig, schreib dir das
hinter die Ohren. Begeh bloß nicht den Fehler, selbst ein
Fest organisieren zu wollen, denn das ist logischerweise
purer Masochismus.

Diskotheek. Endlich kannst du mal deine Miniröcke Size
Zero ausführen mit den dazugehörigen Storchenbeinen,
Ergebnis deiner radikalen Nulldiät. Schade nur, dass dein
wachsarbener Teint, die schwarzen Augenringe, der de-
primierte Blick eines ausgestopften Karpfens, das stumpfe
Haar und die vollkommene Abwesenheit von Titten dich
als elendes Häuflein Knochen irgendwo an den Rand des
Saales verbannen. Wenn irgendein Horrorfilmfan zu dir
käme und dir etwas zu trinken anböte, würdest du höflich,
aber entschieden ablehnen (weißt du, dass ein Gin Tonic
ebenso viele Kalorien hat wie ein Teller Spaghetti carbo-
nara?). Die Hoffnung, in der Diskothek mit jemandem an-
zubändeln, tendiert also deutlich gegen Null. Bleib lieber
zu Hause.

Bar. Seitdem das Rauchen in öffentlichen Lokalen verboten ist, könnten die Kneipen deinetwegen auch ganz dichtmachen. Alkohol macht nicht nur dick, sondern bläht auch auf, und das, so die Frauenzeitschrift, ohne jeden Nährwert. Nicht auszudenken. Vor die Kneipe gehen und eine Zigarette rauchen kommt nicht infrage, weil du ohne ein Gramm Fett am Leib vor lauter Schlottern die Kippe nicht in der Hand halten könntest. Auch in diesem Fall gilt: Bleib lieber zu Hause.

Restaurant. Hier gibt es kaum Ausweichmöglichkeiten. Entweder du outest dich in deiner totalen Gestörtheit, oder du isst wie alle anderen. Wenn du isst wie alle anderen, wirst du mit Sicherheit aufs Klo rennen müssen und alles auskotzen, was aufs Gleiche hinausläuft, wie dich in deiner totalen Gestörtheit zu outen. Mit anderen Worten, meide Restaurantbesuche. Ein möglicher Kompromiss ist es, liebenswürdig zu plaudern und dabei unauffällig an einem Grissino zu knabbern, um anschließend die Tafel zu verlassen, zu fragen, wo die Toiletten sind, und die Treppe ein paar Hundert mal auf und ab zu joggen, um die dreißig Kalorien deines gerade verzehrten Knabbergebäcks wieder zu verbrennen. Wenn du Pech hast, und die Klos befinden sich auf gleicher Höhe mit dem Restaurant, heißt es, nicht aufgeben, sich in der Toilette einschließen und die Kloschüssel als Stepper benutzen.

Familienfeste. Großeltern sind einfach gestrickte Wesen. In ihrer genetischen Maske ist der Begriff »Diät« nicht vorgesehen, ebenso wenig seine Weiterentwicklung, die Ma-

gersucht. Sie werden dir sagen, wie schlecht du aussiehst, werden dich mit Leckerbissen vollstopfen, und weil dir die Kraft fehlt, dich ihrer zu erwehren, wirst du so tun, als würdest du sie gerne essen. In der Regel halten solche Szenen nicht lange vor und enden damit, dass jemand röchelnd am Boden liegt, ins Bad rennt oder in einen hysterischen Anfall ausbricht. Nicht minder schädlich sind die Mittagessen bei Tanten: Obwohl diese ganz zeitgemäß und im Gegensatz zu ihren Altvorderen den heimlichen Wunsch hegen, genauso dünn zu sein wie du, werden sie versuchen, deine Diät auf jede erdenkliche Art zu torpedieren, verbrämt durch moralische Vorhaltungen und sogenannten guten Menschenverstand. Meiden! Absolutes No-go! Deine Mutter (immer diese Mütter) ist die Einzige, die deine Spinnereien widerstandslos erträgt, obwohl es sie fertigmacht, mit ansehen zu müssen, wie du schneller verschwindest als ein Kaninchen im Zylinder. Doch Frauen, die wie du ein Ernährungsproblem haben, sind von einem im wahrsten Sinne ungesunden Egoismus getrieben und scheren sich einen Pfifferling um ihre Mütter. An Weihnachten feierst du krank. An Ostern lockern sich selbst in Italien die Familienbande, und du darfst feiern, mit wem du willst, also auch allein. An Ferragosto bist du als Statistin für den bereits erwähnten Holocaust-Film engagiert und drehst gerade in Polen mit Polanski. Und bis zum Allerheiligenwochenende bist du grosso modo selbst bei den Heiligen.

Studium. Lesen verbraucht vierzig Kalorien pro Stunde. Beim Lernen verbrauchst du das Doppelte. Weil du das natürlich weißt, bist du ständig mit der Verzweiflung eines

Vittorio Alfieri* am Lesen. Schade nur, dass du nicht die Bohne von dem verstehst, was da steht: Der chronische Energiemangel, dazu die vielen Nullen, die dich umgeben, lassen dir den gesamten Schatz der Weltliteratur abstrus und sinnlos erscheinen. Vergiss also deinen Abschluss, und widme dich ganz dem Fernsehen. Wenn du feststellst, dass du weniger wiegst als alle Moderatorinnen zusammen, hast du das Spiel gewonnen. Natürlich wirst du längst abgekratzt sein, was so weit in Ordnung ist. Nur dass das letzte Bild, das sich auf deiner Netzhaut einbrennt, entweder Günther Jauch, Stefan Raab oder Dieter Bohlen sein wird: Das solltest du dir gut überlegen.

Sex. Die Natur in ihrer unendlichen Weisheit hat natürlich längst begriffen, dass jemand so Hirnverbranntes wie du sich besser nicht fortpflanzt. Deine Libido hat ihren historischen Tiefstand erreicht, und Sexualkontakte, die schon unter normalen Umständen von den typischen Ängsten und Schuldgefühlen geprägt waren, degradieren dich nun zum simplen Stempelautomaten. Wie dem auch sei, Sex ist sowieso nur eine vorübergehende Unannehmlichkeit, da dein Freund sich bereits anderweitig umschaute. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er dich sitzen lässt.

* Dieser viel beschäftigte Mann, italienischer Adliger und Literat auf der Schwelle zur Aufklärung, hatte zwischen seinen unzähligen Reisen und Tragödien seinerseits wahrscheinlich Mühe, sich genug Kalorien zuzuführen.